

Zusammenfassung Nachdem digitale Suchsysteme die Enzyklopädien ablösen, werden auch die persönlichen Hausbibliotheken in Frage gestellt. Dazu wird ausgeführt, dass sie kleiner sind, fokussiert auf Personen und kulturell fokussierter aufgestellt als die kulturtragenden „Nationalbibliotheken“ und deren Suchmaschinen. Der persönlich gestaltete Werdegang und die dadurch bedingte Vielfalt werden wieder geschätzt und auch gesucht.

Dies gilt besonders für meine persönliche Bibliothek, gewachsen aus dem Schlafzimmer des Gymnasiasten bis hin zu meinen Möglichkeiten als Emeritus. Sie reflektiert die berufliche Reifung ebenso wie meine persönliche kulturelle Entwicklung, und ebenfalls die durchlaufenen Zeiträume. Sie wurde Familienarchiv und Beleg eigener Bemühungen, Ort meines Schaffens, und auch Rückzugort. Ich habe meine Bibliothek bestückt, gestaltet und geformt und immer wieder vermehrt, und ich bemerke nun, dass auch meine Bibliothek wesentlich zu meinem Werden beitrug, mich auch geformt hat. Eine bemerkenswerte Einsicht.

Abstract The modern digital information systems replace nowadays the encyclopaedia's and they endanger the small personal libraries as well. But, in contrast to the extensive and comprehensive „National Libraries“, the personal libraries are personally focussed, are memory and archive, and they give evidence on the author's formation and interest. It is a document of the long way from the gymnasium's student on to the Emeritus. My way is traced und the formation and its fluctuation is documented, in addition. It is evident, that my growing personal library reflects my live, but, looking backwards, I realize, that my library „vice versa“ influenced conclusively me and my live, too. Another reason to preserve it.

Die Bücher einer Bibliothek haben ihre Geschichte und meine Bibliothek ist meine eigene Geschichte und dient mir zur Erinnerung. Dies wird mir bewusst durch die Kolumne des Wiener Philosophen Konrad Paul Liessmann in der NZZ vom 2. Juli 2019, der den Untergang von Hausbibliotheken auf Kosten digitaler Instrumente mit Entsetzen entdeckt. Er beginnt mit Elias Canetti (1905–1994) und dessen Schilderung einer Bibliothek von mindestens 20.000 Büchern in seinem Erstlingsbuch „Die Blendung“ von 1936 und konzidiert den persönlichen Hausbibliotheken geringere, jedoch selbst zusammengetragene Größe. Canettis Schilderung stammt aus dem Wien der Jahre 1931/32, hundert Jahre nach dem Ableben von Johann Wolfgang von Goethe, einem Kernstück jeder Hausbibliothek, und zudem aus dem Jahre meiner Geburt 1932 im Schweizerischen Winterthur. Ich versuche die Zeitspanne zu begreifen, wenn ich in meiner Bibliothek sitze und die Bücher betrachte, welche ich herausgreife und gelegentlich umordne, andere zurücksetze und meine Gedanken fliegen lasse. Ordnung aber ist keine, doch Erinnerung reichlich und innere Bündelung wohl auch.

Meine Bibliothek ist mit mir gewachsen und gewandert, vom Schülerzimmer an der St. Gallerstrasse 17 in Winterthur über zwei Wohnungen in Zürich, vier im Raum Heidelberg, um endlich seit 1987 in unserem Haus am Maulbeerweg 20 in Heidelberg zu landen. Hier fühle ich mich auch zu Hause.

Ich beginne mit dem Buch „Die Bibliothek von Pila“ von Iso Camartin aus dem Jahre 1994, worin ein rekonvaleszenter Herzpatient sich im Oberengadin im Haus seiner Bücher isoliert und den Weg zurück ins Leben schildert. Ein eindrücklicher Anruf, den ich mehrfach erfuhr und dem ich sehr zu Dank verpflichtet bleibe; dem Buch und dem Autor, den ich aus seiner Heidelberger Zeit kenne und später zur Präsentation in den „Grünen Salon“ ebendort bat.

Ganz oben steht Rainer Maria Rilke (1875–1926), Gesamtausgabe, Biografie und Gedichtbändchen als Erinnerung meiner jungen Jahre und Begleitung durch die Jahrzehnte. Zu jedem Aufenthalt im Krankenhaus begleiteten mich die Duineser Elegien, boten Rückhalt und halfen, die Welt darnach wieder zu erschließen. Des Öfteren fand ich mich in der Rolle des Verzweifelten, angerührt durch die Eröffnung von Rilkes „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn...“. Daneben steht Hermann Hesse mit all den Büchern aus dem Nachlass meiner Mutter, 18 zusammen aus der Zeit ihrer Ausbildung zur Kindergärtnerin nach Dr. Maria Montessori (1870–1952) und den Träumen der 1920er Jahre. Und zwischen Rilke und Hesse steht eine fast übergroße Sanduhr. Absichtlich steht sie da, um die Zeit als Symbol der Vanitas nicht außer Acht zu lassen. Zuweilen haben Enkel Silvan und ich daran die Zeit gewogen.

An meine Zeit als Militärarzt, Hauptmann der Sanität, erinnern neben der „unsichtbaren Flagge“ aus dem Jahre 1952 von Peter Bamm (1897–1975) die Bücher von und die Monografie über den Germanisten an der ETH Zürich, Schweizerischen Militärtheoretiker und universellen Geisteskämpfer Karl Schmid (1907–1974). Solches wird abgerundet durch die Lebenserinnerungen der Gattin Elsie Attenhofer „Réserve du Patron“, die 1989 im Rothäusler-Verlag zu Stäfa erschienen sind. Hierher gehört auch die Rede von Carl Spitteler (1845–1924), „Unser Schweizer Standpunkt“, mit welcher er die Schweizer 1914 am Beginn des Ersten Weltkrieges zu eigenständiger Haltung beschwor. Geistiges Gepäck allemal.

In der Mitte der Bücherwand stehen die deutschsprachigen Klassiker, Gesamtausgaben aus den Bibliotheken meiner Eltern und Großeltern. In deren Mitte findet sich ein handlicher Band von Goethes Faust aus dem Jahr 1900. Er stammt aus der Bibliothek von Piet Deutsch, dem Bruder meiner Großmutter, aus welchem ich den Kindern und Enkeln jeweils zu Ostern die Passage: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche...“ vorlas, was mich immer wieder beeindruckte, mehr oft als die Jugend.

Schon bevor mich Konrad Paul Liessmann mit seiner entsetzlichen Entdeckung der Gefährdung meiner Bibliothek durch digitale Suchmaschinen aufschreckte, habe ich mir von den Enkeln einen Computer installieren lassen und die 25 Bände des Meyer-Lexikons, welche Lili mir zum 50. Geburtstag stiftete, als entbehrlich weiterverschenkt. Der Thieme/Becker aber bleibt mir und mit ihm viele Bilder, die auch in meine Bibliothek eindrangen; ja jeden freien Platz beanspruchen, sei es auch in der zweiten Reihe.

Meine Bibliothek ist auch mein Schreibzimmer und mein Raum der Erinnerung. Ich sitze auf einem Rollstuhl, mal vor dem PC, mal am Schreibtisch vor dem Fenster, Blick nach Osten. Das Fenster ist umrahmt von zwei Landschaften in Öl, links der Herbst, rechts der Frühling, von Rudolf Zender (1901–1988), dem Winterthurer „Lyriker der Farbe“. So nennt ihn 2017 sein Biograf Matthias Frehner. Rudolf Zender war Schulfreund und Porträtist meines Vaters und lebte in Winterthur und Paris, immer da, wo es friedlicher war. In unserer Wohnung hingen über 10 Bilder und Zeichnungen von ihm. Er ist uns gegenwärtig. Die Bildbände zeugen vom Bemühen, zu jedem Bild zusätzliche Information über den Maler bereitzustellen. Dazu gesellt sich ein Geschenk der Freunde, der gewichtige Band „1000 Kunstwerke“, ein Überblick über 30.000 Jahre Kunst.

In der Bibliothek begleitet mich eine „Mittelmeerküste“ des norddeutschen Landschaftsmalers Gustav Marx von Söhnen (1882–1960), der seinen Lebensabend in Heidelberg und Umgebung verbrachte. Dann eine Originalradierung des „Heidelberger Kornmarktes“ von Josef Austermayer

(1877–1960), der „Narrenturm 12/75“ von Alfred Finsterer (1908–1996) und ein bunter „Gockel“ von 1992 des zeitgenössischen Schwetzingener Malers Heinz Friedrich. Eine bunte Welt der Kurpfalz ist vereint, wozu sich noch eine Lithografie „Butt“ gesellt vom Ladenburger Maler Alfred Menrad aus einer Serie von 1980. Immerwährend beeindruckte mich, und tut es immer noch, ein Aquarell „Provenzalisches Dorf“ aus dem Jahr 1983, ein Symbol gleichsam für die kubistische Dekonstruktion der Objekte, hier dargestellt an den unterschiedlich beleuchteten und ausgerichteten Dächern der Häuser und der Kirche. Es stammt vom G. Glockner, einst der Leiter des Tiefbauamtes Mannheim. Eine eindruckliche und gelungene Aussage für mich.

Und es steht eine Skizze an vom Winterthurer Maler und Zeichner August Weckesser, der im Café Colonna zu Rom seinen Förderer Dr. Zehnder aus Zürich auf den Schiefertisch zeichnete. Mein Urgroßvater Ernst G. C. Jung (1841–1912, der Architekt) war dabei und druckte diese in sein Skizzenbuch der italienischen Reise 1869 ab, woraus ich die Skizze einrahmen ließ. Blicke ich aber aus dem Fenster meiner Bibliothek, so streife ich den fruchtbaren Feigenbaum, den ich zur Öffnung des Ausblickes jedes Jahr zurechtschneide, damit ich die Forsythie und des Nachbarn Lorbeerstrauch im Frühjahr blühen sehe. Und im Hintergrund steht der dreistämmige Ahorn-Riesenbaum, der das ganze Quartier mit Schatten und Samenfülle bestückt, jeglichen Boden und auch die letzte Ritze nützend.

So mit allen Schattierungen von Pflanzengrün gesättigt, wende ich mich wieder dem Bestand meiner Bibliothek zu. Über den Klassikern stehen die Philosophen und unsere Bibeln, deutsch und französisch, neue und alte, so die Lutherbibel, die mein Großvater Ernst Jung (1871–1949) am Palmsonntag 1888 zur Konfirmation erhielt. Und es findet sich die Konfirmationsbibel von Andrée Jaton vom Mai 1920. Daneben steht großformatig die Wätländer Hochzeitsbibel von Lilis Eltern Andrée Liliane Jaton und Hans Rudolf Schmid zur Weihe ihrer Hochzeit am 9. Juni 1933. Die Neue Zürcher Bibel steht da und das Buch Mormon sowie ein neues Testament des Gideonbundes in drei Sprachen: Bekenntnisse und Geschenke von Besuchern. Dazu gehört auch die 1885 erschienene „Dogmatik“ und ein Sammelband mit Vorträgen und Aufsätzen (1885) meines Ur-Ur-Urgroßvaters Alois Emanuel Biedermann (1819–1885), seinerzeit Professor der Theologie an der Universität Zürich und 1875 deren Rektor. Schwere Kost.

Neben Schopenhauer und Kant stehen die Bücher von Friedrich Nietzsche (1844–1900), der mich im Gymnasium und in der Studienzeit enorm beschäftigte. So sammelte ich die Taschenausgabe Band für Band, wie diese im Antiquariat Wiener in der Rathauspassage zu Winterthur sich einfanden. Sechs konnte ich mit der Zeit erwerben, bis mein Großvater Ernst Jung

mir am 17. November 1948 den Band 7 „Also sprach Zarathustra“ mit einer warnenden Widmung besorgte. Und drei Tage vor seinem Tod am 7. August 1949 schenkte er mir auch noch sein Gesamtwerk von Nietzsche in zwei Bänden. Eine markante Erinnerung an Nietzsche und an meinen Großvater, zwei so unterschiedlich, mich aber nachhaltig beeindruckende Menschen. Beladen mit solchen Erinnerungen habe ich das Nietzschehaus in Sils-Maria im Engadin besucht, die Halbinsel Chastè umrundet und die Sentenz am Nietzschestein verinnerlicht.

Auf Griffhöhe stehen die Bände meines berühmten Großonkels, Carl Gustav Jung (1875–1961), meterweise möchte man glauben, wenn die sekundäre Literatur sowie die Biografien einbezogen werden. Nicht zu vergessen „Das rote Buch“, die Aufzeichnungen, welche die Stiftung der Werke von C. G. Jung 2009 endlich veröffentlichte, und die Monografie (2009) über die Villa Jung in Küsnacht am Zürichsee, die vom Enkel Andreas Jung und Familie nicht nur beschrieben, sondern auch bewohnt wird. Und dazu gehören auch die Quellen, welche ich seinerzeit angeschafft habe, als ich in der Studentenzeit bei meinen Pfadfindertreffen über die Jung'schen Gedanken referierte. Es sind dies die Gespräche von Kungfutse, I Ging, das Buch der Wandlungen, das Tibetische Totenbuch und Tao te King von Lao-Tse.

Zweimal hatte ich die Gelegenheit, Kamingespräche mit dem berühmten Großonkel mitzumachen im Hause Dr. Ignaz und Sabi Tauber, meiner Patentante. Später haben sie mich zu einem Referat im Psychologischen Club Zürich eingeladen und 1985 habe ich an der Eranostagung in Ascona teilgenommen, die C. G. Jung 1933 mitbegründet hatte. Meine Suche nach weiterführenden Nachfolgern blieb allerdings weitgehend unerfüllt. Eine Ausnahme stellt der Basler Zoologe und philosophische Anthropologe Adolf Portmann (1897–1982) dar, dessen „Einführung in die vergleichende Morphologie der Wirbeltiere“ 1959 uns in der Vorklinik begeisterte, der Eranos einige Jahre mitrug und den wir 1972 als Gastreferent zu dem Treffen der Schweizerischen Hochschuldozenten in der BRD geladen hatten.

Später habe ich auf dem Monte Verità in Ascona mehrfach an den Balint-Tagungen als Mitglied des Kuratoriums und als Referent teilgenommen, die der rührige und weltgewandte Psychosomatiker Boris Luban-Plozza (1923–2002) gegründet und belebt hatte. Ich berichtete über die psychosomatischen Aspekte bei den häufigen Hautkrankheiten Psoriasis und Neurodermitis, und Lili begleitete mich. Einmal besuchte ich in der Villa Serodine in Ascona den Kunsthändler und Antiquar Wladimir Rosenbaum, der mir viel aus seinem Leben erzählte. Dazu besorgte ich mir die Biografie, verfasst von Peter Kamber, und diejenige von Eveline Halser über Aline Valangin, erste Frau von Wladimir Rosenbaum.

Dies alles findet sich in meiner Bibliothek, aber auch andere Gänge des Geistes. So das Lehrbuch der „Klinischen Psychologie“ von Meinrad Perret, meinem Kollegen im Kuratorium der Frauenzeitschrift „Für Sie“ über viele Jahre, der im Schweizerischen Freiburg lehrte. Dazu gehören auch die Bücher über „Gehirn, Psyche und Körper“ meines Heidelberger Kollegen Johann Caspar Rüegg (1930–2018), der hier einen Lehrstuhl für Physiologie innehatte, den ich schon aus dem Militärdienst in der Feste Savatan kannte und mit dem wir jährliche Familientreffen in Graubünden genossen. Und die spannenden „Fiktionen“ von Carl Djerassi, dem „Vater der Pille“ gehören dazu. Und dazwischen liegen die CDs unseres flötenspielenden Sohnes Martin Jung, scheinbar zufällig, aber immer dabei.

An der kurzen linken Seitenwand stehen gebundene Bände in Serien, so die „Aktuelle Dermatologie“, deren Schriftleitung ich seit der Gründung 1977 angehörte und deren Redaktion ich als Emeritus noch drei Jahre führte. Dazu gehört auch der Band zum 30. Jubiläum dieser dermatologischen Fachzeitschrift im Jahre 2007. Es folgen die Jahrbücher der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied ich seit 1980 bin, und die Geschichte meiner Universität Heidelberg aus dem Jahre 1986, herausgegeben zum Anlass der 600-Jahr-Feier. Und auch meine eigenen Bücher stehen da: das „Lehrbuch der Dermatologie“ in der Dualen Reihe des Georg Thieme-Verlags Stuttgart, wozu ich die ersten fünf Auflagen, über 100.000 Exemplare, herausgab, und die Monografie „Kleine Kulturgeschichte der Haut“, welche ich zu meinem 75. Geburtstag auflegte. Und natürlich auch unser Lions-Buch „Heidelberg – die Stadt, in der wir leben“, das ich mit drei Lions-Kollegen 2012 herausbrachte. Hier schließen sich neun Bände Gedichte an, womit mein Kollege Wolfgang Böker, zwei Jahrzehnte Leiter der Psychiatrischen Klinik in Bern, die Demenz und den Verlust seiner Gattin mit eindringlichen und anrührenden Gedichten zu bewältigen anhebt. Thematisch greift er immer weiter um sich, und ich durfte zwei Bände davon mit einem persönlichen Vorwort versehen und herzlich empfehlen.

Aber auch meine frühen Jahre sind vertreten. Wir hatten das Glück, dass in Zürich und Basel freie Bühnen deutscher Sprache verblieben und reichlich Kulturschaffende jüdischer Provenienz, vom Nationalsozialismus aus Deutschland vertrieben, sich hier ansammelten. Wir genossen die Pfauenbühne und erlebten schon in der Gymnasialzeit, besonders aber während des Studiums, die klassischen, später die modernen Stücke mit steigendem Interesse. Davon zeugen Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Bert Brecht, Erich Maria Remarque und Thornton Wilder, Günter Grass, Ernest Hemingway, Oscar Wilde, Erich Kästner und Gottfried Benn,

der poetische Dermatologe. Hierzu gehören auch die Gedichte von Kurt Tucholsky, Joachim Ringelnatz, Georg Trakl, Paul Celan, Stefan George, Erich Fried und von Hilde Domin (1909–2006), die sich uns mehrfach anvertraute. Dazu gehört die alles zusammenfassende „Geschichte der literarischen Moderne“ von Helmuth Kiesel, dessen Vorlesungen ich als Emeritus mit hohem Genuss besuchte. Und vom „Alten Rektorat Ulmer“ erhielt ich zum 65. Geburtstag den Schober „1000 Deutsche Gedichte“, zusammengestellt von Marcel Reich-Ranicki 1994; eine Fundgrube für wahr. Und alle sind griffbereit!

Daneben bewahre ich unter anderem vom zeitgenössischen Philosophen Hans Georg Gadamer (1900–2002) kleine Widmungsbändchen über Europa, Sprache und Musik sowie das Feiern. Dabei steht, mit Bildbänden, ein Pulk Bücher über Schönheit und Hässlichkeit, Aspekte und Ästhetik von Umberto Eco, Karl Rosenbaum, Hans Belting, Stefan Majetschak, Peter-André Alt und eben auch H. G. Gadamer. Dies themengebunden als Ordnungsprinzip.

Weit darunter lagern die Schriften über die Hölzerlips-Bande und deren Mord an meinem Winterthurer Landsmann Jakob Rieder am 1. Mai 1811 in der Nähe von Hemsbach, nördlich von Heidelberg. Ein Grabstein steht im Garten der Heidelberger Peterskirche und ein Gedenkstein am Ort des Überfalls.

Meine Bibliothek ist im Erdgeschoss beim Wohnbereich angesiedelt in unserem Haus am Maulbeerweg 20 in 69120 Heidelberg, und enthält den Buchanteil des Familienarchivs Jung, das zudem Schränke im Keller und eine Truhe im Schlafstock füllt. Im Bücherregal werden also folgende Bücher behütet:

- „Aus den Tagebüchern meines Vaters“ K. G. Jung, herausgegeben vom Sohn Ernst C. G. Jung, dem Architekten, 1911, es umfasst die Jahre 1849 bis 1864 auf 312 Seiten.
- „Animadversiones“, eine Monografie über seltene Missbildungen des Schädels von C. G. Jung, Basel 1827, in lateinischer Sprache, 34 Seiten und 4 Zeichnungen.
- „Ich hab's gewagt! Das Leben des Ludwig von Mühlenfels (1793–1861)“ von Martin Herzig, Nora-Verlag Berlin 2008, 208 Seiten. Mit Verweisen auf K. G. Jung, auch ein verfolgter „Demagoge“.

- Poesiebüchlein von Rudolf Jung (1836–1857), erster Sohn von Prof. C. G. Jung und Sophie Frey, ein Bruder des Architekten, er verstarb mit 21 Jahren an Tbc.
- „Erinnerungen, Wanderungen, Erfahrungen“ von Emanuel Biedermann (über seine Jahre 1808 bis 1816), gedruckt im J. Meyer-Verlag, Trogen 1828, in zwei zusammengebundenen Bänden von 214 und 205 Seiten, und,
- neu aufgelegt, der zweite Band „Von Malta bis Waterloo“ beim Hallwag-Verlag, Bern 1941, mit 207 Seiten und 16 Abbildungen.
- „Aus dem Leben meines Vaters“, herausgegeben vom Sohn Prof. Aloys Emanuel Biedermann, 65 Seiten.
- Georg Andreas Reimer, Erinnerungen aus seinem Leben, herausgegeben vom Sohn Dr. Herrmann Reimer in dessen Verlag, 1900, 56 Seiten mit diversen Bezügen zu K. G. Jung.

Zugeordnet sind auch zwei „Phantasien“ von Angehörigen der Familie:

- Emanuel Christoph: „Ferne Zeiten“, Pegasus Verlag 1941 (?), 302 Seiten. Rudolf Jung (1882–1958) verwendete dieses Pseudonym. Er war Sänger, Heldentenor, und er verarmte während des Ersten Weltkrieges und lebte ärmlich und dankbar für Unterstützungen der Familie in La Croix sur Lutry im Lavaux bei Lausanne. Er ist ein Bruder meines Großvaters und selber der Großvater meiner leider früh verstorbenen Cousine Brigitte Jung.
- Herbert Tauber: „Die Silbermöwe“, Artemis Verlag Zürich, 1966, 301 Seiten. Herbert Tauber (1912–1986) ist der Bruder von Dr. Ignaz Tauber, dem Ehemann meiner Gotte Sabi Tauber, geb. Scheitlin, der Schwester meiner Mutter. Er war Journalist und kam als Auslandskorrespondent weit herum. Und Schriftsteller war er auch, zuweilen.

Ernst C. G. Jung, der Architekt, mein Urgroßvater väterlicherseits, und Dr. h. c. Emil Scheitlin, mein Großvater mütterlicherseits, beide waren Mitglieder der Freimaurerloge Akazia an der Schwalmenackerstrasse 7 in Winterthur. Jung war auch der Erbauer dieses Haus der Loge. Dazu gehören folgende Bücher:

- Zindel, Heini: „Freimaurerloge Akazia Winterthur. Geschichte der Logenräume 1820–1995“, Struplerpeter Druck 1997, Winterthur.
- Zindel, Heini: „Freimaurerloge Akazia Winterthur. Geschichte der Loge 1828 bis 2000“, Struplerpeter Druck 2004, Winterthur.
- Zindel, Heini: „Das Logenhaus der Freimaurerloge Akazia, anlässlich der Renovation 1993/94“.
- Flury-Rova, Moritz und 4 Mitautoren: „Im Orient von Winterthur. Freimaurer und die Architektur der Gründerzeit“, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, Bd. 336 (2005), 105 Seiten.
- Flury-Rova, Moritz: „Backsteinvillen und Arbeiterhäuser. Der Winterthurer Architekt Ernst Jung (1841–1912)“, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur Bd. 339 (2008), 270 Seiten mit Werkverzeichnis.

Dazu gehören zahlreiche Skizzen- und Zeichenbücher des Architekten Ernst C. G. Jung aus seinen Italienreisen.

Nun schweiften die Gedanken in die Zeit zurück, als in Winterthur die Kunstszene einen Wandel durchmachte. Es war im Jahre 1907, als mein Urgroßvater, der Architekt Ernst C. G. Jung, welcher fast 30 Jahre dem Kunstverein vorstand, durch eine „Revolution“ der jungen Generation der Familien Reinhart, Hahnloser, Bühler und Zugewandten abgesetzt wurde. Der internationale Raum wurde erschlossen und der Impressionismus sowie die Nabis beigeholt, die Personen und die Bilder, im Kunstmuseum und privat. Als wir anlässlich meines 60. Geburtstages meine Heidelberger Freunde mit der Familie und den Schweizer Freunden in die Kartause Ittingen bei Frauenfeld einluden, besichtigen wir auch den Greuterhof bei Frauenfeld und in Winterthur die „Flora“; Haus und Sammlung, vorgestellt durch unsere Zeitgenossen Vreni und Röbi Steiner-Jäggli. Dabei zeigten sie uns den sog. Revolutionstisch in ihrem Salon, und wir übergaben an diesem als Gastgeschenk eine Zeichnung unseres Urgroßvaters, dem einst „Abgesetzten“. Geste für Geste!

Nostalgie kommt auf. Und sie wird getragen durch die Bücher über die „Geschichte des Kunstvereins Winterthur“ und über die „Revolution beim schwarzen Kaffee“ als Biografie der „Flora“-Gründerin Hedy Hahnloser-Bühler, verfasst von ihrer Enkelin Bettina Hahnloser 2008 im NZZ-Verlag. Sie halten die Erinnerung wach. Daneben stehen die Bücher über die Geschichte und das Werden von Winterthur, meiner ursprünglichen Heimatstadt. Vieles steht, geordnet nach dem Gang der Erinnerung. Dazu

gehört auch das Jubiläumsbuch über die Firma Sulzer 2015, worin mein Urgroßvater väterlicherseits Jung, der Architekt, und mein Großvater mütterlicherseits, der Ingenieur Dr. hc Emil Scheitlin, angemessen gewürdigt werden. Hier mengen sich auch allgemeine Bände zur Geschichte bei; der „Große Ploetz“, ein Band über Seemacht, ein anderer über den 30-jährigen Krieg, und die „Geschichte der Schweiz“ von Thomas Maissen, nach einer interessanten Vorlesung 2010 frisch aufgelegt.

In Griffnähe stehen die Fotobücher unserer Feiern und Geburtstage sowie die Zusammenstellungen biografischer Notizen einzelner Vorfahren, Reminiszenzen zum Familienarchiv, und die Ordner meiner Arbeiten als Emeritus und meiner Gedichte. So bin ich den Vorfahren recht nahe und mir selber auch.

Ein gutes Gefühl.

Und die neuere Literatur wird in waghalsigen Türmen hinter der Eingangstür, vom Boden bis zur Decke gestapelt. Weniger räumlich, aber thematisch wohl eindeutig, erscheint mir zentral der Roman „Small World“, 1997 von Martin Suter im Diogenes-Verlag, welcher in mehrere Sprachen übersetzt und zudem ab 2012 auch verfilmt wurde. Die Biografie einer sich abzeichnenden Demenz und deren persönliche und soziale Zerwürfnisse werden so differenziert wie auch eindrücklich aufgezeigt. Eine Steigerung zu den vorgehenden acht „Allmen-Krimis“ ist evident und führt weiter zu einem bunten Strauß weiterer Romane kriminalistischer Art. Darum herum stapeln sich Romane und Werke der deutschsprachigen Zeitgenossen, Frauen wie Männer, und eingesprengt auch Bücher in französischer Sprache. Dies nicht zuletzt durch unsere Mitgliedschaft im deutsch-französischen Kulturkreis, der auch Autoren einschließt aus den einstigen Kolonialgebieten. Der Literaturkreis von Lili erweist sich zudem als ein kräftiger Motor.

Nochmals schweifen die Gedanken zurück, diesmal zum Widmungsbecher, den die Freunde am 21. November 1841 meinem Ur-Ahnherren Prof. Karl Gustav Jung in Basel zum 25. Doktorjubiläum schenkten. Er steht zwischen meinen Büchern und erinnert früherer Bräuche, der runden Wiederkehr der Promotion zu gedenken. Dies ist verloren gegangen. So jährte sich meine Promotion an der Uni Zürich schon zum 59. Male, ohne je ein Echo provoziert zu haben. Ich promovierte 1960 in Zürich mit einer Publikation über den Gerinnungsfaktor Nr. VIII, in englischer Sprache und spezieller Genehmigung, da die Arbeit in der Fachliteratur ebenso erschien. Mit großer Freude und enormer Dankbarkeit habe ich meinem gymnasialen Englischlehrer Prof. Walter ein Exemplar zugebracht. Mühe lohnt.

Es bietet sich an, zum Schluss nochmals der Anfänge zu gedenken. Zufällig kam mir ein besonderes Buch in die Hände, damals in der Gymnasialzeit,

dem Lebensabschnitt, in welchem das Lesen und damit das Bewahren eigener Bücher seinen Anfang nimmt. Es war die Zeit meiner Pubertät und das Buch „La Bibliothèque de mon Oncle“, 1832 in Genf herausgegeben von Rodolphe Töpffer (1799–1846) hat mich angestoßen, eine eigene Bibliothek zu gestalten. Dies hat sich bis jetzt bewährt. Sie ist gewachsen, umgestaltet worden und hat immer wieder ihre eigene Form und Ordnung erhalten. So bleibt sie mir vertraut und hilfreich. Sie dient auch der „Quellensicherung“ im Bereiche der Familie und verfolgt ebenfalls meine Entwicklung mit Vertiefungen, Überschreibungen und Kumulation. Es sind auch Schichtbildungen evident als Ausdruck gesteigerter Beschäftigung und bleibender Bedeutung. Meine Bibliothek ist und bleibt ein Teil von mir.

Wer immer diese Bibliothek übernehmen, verteilen oder gar auflösen sollte, möge zuvor sich meine Gedanken dazu nochmals durchsehen.

